

Papst-König

Das diesjährige Papstjubiläum hat eine ungeahnte Höhe erhalten: der „Gefangene des Vatikan“ ist wieder urbi et orbi frei. Die eigentlich politische Bedeutung eines Kirchenstaates ist wohl erledigt: die Città del Vaticano kann mit keinem Staat, auch nicht mit den Miniaturstaaten, wettsiefern. Es ist nur so viel „Kirchenstaat“, als für den Begriff einer wahrhaft sichtbaren, souveränen Kirche innerlich notwendig ist: als Ausdruck dieser Souveränität. Es ist „Kirchenstaat“ streng innerhalb des rein Geistlichen. Es ist Königtum, aber wahrhaft nicht „von der Welt“, da es in dieser Form mit nichts Weltlichem sich messen kann. Es ist wie ein Keil, der mit seiner Spitze die Erde berührt, „in“ der Welt ist, wie der Herr im Hohenpriesterlichen Gebet es aufgetragen hat. Aber die Basis ist nun wirklich ganz sichtbar „im Himmel“. Denn weltlich gesprochen kann dieser „Staat“ nichts garantieren. Er ist nur irdisch sichtbarer Ausdruck der Garantie des Himmels, des „die Pforten der Hölle ...“

Damit aber ist die Bedeutung des gegenwärtigen Pontifikates umrissen. Es hat sich mit der Art der Regelung der „römischen Frage“ selber die eigentliche Jubiläumstafel geschrieben: wahre Sichtbarkeit des regnum Christi, aber eine Sichtbarkeit, wie sie einem gekreuzigten Gott entspricht: die Kraft in der Ohnmacht, die Weltumspannung im unverhohlenen Gegensatz zur „Welt“.

1.

Katholische Huldigung an den Vater der Christenheit geht hinaus über eine Begeisterung rein für die irdische, menschliche Person. Es ist für sie maßgebend, so sie katholisch sein will, der große strenge Stil der altchristlichen Papstchronik, wie sie unnachahmlich königlich in der zweiten Nocturn der altchristlichen Papstoffsizien das kirchliche Stundengebet auszeichnet: kaum eine persönliche Notiz, nur die Aufzählung der kirchlichen Amtsmassnahmen, und dann nicht selten, als Jubiläumskrone, das „coronatus martyrio“, die Krönung im eigenen Blut. Der Papst ist nicht Nuntius Pecci, nicht Pfarrer Garlo, nicht der gelehrte Verwalter der Ambrosiana Msgr. Ratti. Das alles ist, im strengen Geist des Neuen Testaments, „gewesenes Altes“, das ein für allemal gestorben ist. Was „ist“, ist nur das Neue. Der Papst ist Petrus. Denn nur Petrus hat die Verheißung: „Du bist Petrus, der Fels ...“

Papst ist darin einmal der stärkste Ausdruck des katholischen opus operatum: daß Dogma und Sakrament in keiner Rücksicht gebunden sind an die natürliche Tüchtigkeit und Würdigkeit ihres Aussprechers und Auspenders. Es ist diese Tüchtigkeit und Würdigkeit wohl aufgerufen, aufgerufen theoretisch durch die katholische Betonung wirklichen Mitwirkens mit Gottes Allwirken, praktisch durch die sorgfältigen Bestimmungen des Kirchenrechtes und seiner Ergänzungen. Aber diese Tüchtigkeit und Würdigkeit geht, so sie vorhanden ist und positiv sich auswirkt, ganz auf in das Unpersönliche des „kirchlichen Dienstes“. Und dieser kirchliche Dienst ist umgekehrt in seiner entscheidenden Bedeutung in keiner Weise an diese Tüchtigkeit und Würdigkeit gewiesen, so sehr, daß das scharfe Wort des Korintherbriefes von der Erwählung des

Schwachen und Verächtlichen das Wort der Führung des Herrn bleibt und zu bleiben hat.

Papst heißt aber: Eckstein dieses opus operatum. Sein Primat ist ein Primat der „Jurisdiktion“, d. h. er ist das, von dem schließlich, wenn auch nicht ausschließlich, alles abhängt: Wahrheit des Dogmas wie Gültigkeit des Sakramentes. Gewiß sind die Bischöfe unmittelbare Nachfolger der Apostel, „eingesetzt vom Heiligen Geist“. Aber der Papst ist nicht „primus inter pares“, sondern wahrhaft rechtliches Haupt, und kein Bischof und keine Bischofsmehrheit hat in Dogma und Sakrament Vollmacht und Gültigkeit ohne seine (zum mindesten einschlußweise) Sendung und Zustimmung.

So ballt sich im Papst die ganze Gewalt des Überpersönlichen, die im opus operatum liegt, zusammen. Das Positive dieser Gewalt: der gute Papst ist das Bild der reinen Sachlichkeit des kirchlichen Dienstes, nicht die (wenn auch heilige) persönliche Genialität, sondern so, wie persönliche Genialität in die Liturgie eingehen mag: als leiser Blutdruck, als leise Stimmfärbung der schwebenden, objektiven Melodie. Aber ebenso das Negative dieser Gewalt: der schlechte Papst ist das Bild, wie weit der kirchliche Dienst unabhängig ist vom persönlichen Träger, unabhängig bis zur Unabhängigkeit von einer notorischen Verwerflichkeit, unabhängig bis zur Unabhängigkeit vom römischen Hofleben der Renaissance.

Der Papst ist darum, im Geiste des katholischen „und“ zwischen Gnade und Werk, das Zeichen eines doppelten Opfers. Er ist, entsprechend der entscheidenden Grundbedeutung der Gnade, das Zeichen des Opfers des Sohnes Gottes in die Welt des „omnis homo mendax“ hinein, die Zuspitzung des zweiten Kapitels des Philipperbriefes vom Sich-entäußern der Herrlichkeit in die Niedrigkeit des Menschen bis zum Sklaven-Gleichnis. Die Heilige Göttliche Majestät versichtbart Ihre Heiligkeit und Ihre Majestät entscheidend in das Amt des Papstes als des Trägers des Primates der Jurisdiktion, d. h. als des Ecksteins der „successio apostolica“. Petrus im Papst ist das letztentscheidende Subjekt der Gewalten der Ordnung der Menschwerdung: „Dir gebe ich die Schlüssel des Himmelreichs...“ Petrus im Papst, ganz unabhängig davon, ob dieser Papst in seiner persönlichen Gestalt auch ein Unwürdiger ist, oder direkt so etwas wie der „Antichrist“, d. h. in seinem persönlichen Leben Widerspiel der Gesinnung Christi. Papst heißt von hier aus: handgreifliche Wirklichkeit davon, daß es um Erlösung im Zeichen des Kreuzes geht, d. h. des Opfers des Sohnes Gottes in die „Hände der Menschen“.

Aber ebenso ist es, entsprechend der positiven Bedeutung von Werk des Menschen, das Zeichen des Opfers der in Christo erneuerten Menschheit in den himmlischen Vater hinein, des Sterbens des „natürlichen Menschen“ in die Doga Gottes, in den warumlosen Dienst der Göttlichen Majestät. Denn wenn auch der Aufbau der kirchlichen Hierarchie bis in die Spitze des Papsttums hinauf, kraft der sorgfältigen Sicherungen, die das Kirchenrecht im Laufe der Geschichte geschaffen hat, für das natürliche Denken sich als etwas geben könnte, was den Namen einer steigenden „Auslese“ der Tüchtigsten und Würdigsten, unabhängig von Stand und Beruf, verdiente, so wäre der Sinn des Lebens dieser Auslese doch keinesfalls gradlinige „Entfaltung ihrer Fähigkeiten“, „Anstieg zu Erfolg“ und wie all diese Worte natürlichen Denkens

lauten, sondern scharf entscheidend das paulinische „Ergänzen an meinem Leib, was den Leiden Christi noch abgeht“, „Sichauswirken des Todes“, das „Weizenkorn, das in die Erde fällt und stirbt und so viele Frucht bringt“. Papst als schärfster Ausdruck solchen kirchlichen Dienstes heißt darum von hier aus: handgreifliche Wirklichkeit davon, daß es auch im Leben der Erlösten selber um Erlösung im Zeichen des Kreuzes geht, d. h. des Opfers der Kinder Gottes und Miterben Christi und Träger des Heiligen Geistes in „Deine Hände, Vater“.

So wird ein Letztes von selbst deutlich. Der Papst ist gemäß Kirchenrecht eigentlicher höchster Oberer aller Orden, der Trappisten und Kartäuser in ihrer völligen Abgeschlossenheit gegen die Welt wie der Jesuiten und Redemptoristen usw. in ihrer Sendung in die Welt hinein. Wenn also nach alter Ordensanschauung der Obere die wirkliche und wirkende Verkörperung des Ordensgeistes zu sein hat, so heißt Papst sein: wirkliche und wirkende Verkörperung des Ordensgeistes in seiner Spannweite zwischen der Erdhöhle des hl. Antonius des Einsiedlers und einer Jesuiten-Universität. Steht also der Papst schon vom opus operatum her im verschärften Zeichen des rückhaltlosen Opfers alles Persönlichen in das Überpersönliche des Dienstes, so steigert sich dies hier zum Letzten. Wenn Ordensleben (vom Kartäuser bis zum Jesuiten) das Bahrtuch der Profese zu seinem Symbol hat, nicht nur das Geopfertwerden der Kultgabe, sondern das Verscharren ihrer Reste in die Erde, so ist folgerichtig über den Papst bei seiner Wahl und Krönung am entscheidendsten das Bahrtuch geworfen, weil er der Obere aller Orden ist. Wenn Ordensleben heißt, aus der Reihe der vor dem Altar Anbetenden ausgewählt werden zur Kultgabe auf den Altar, als stellvertretendes Opfer (in den drei Gelübden), so ist Auserwählung zum Papsttum Auserwählung zur eigentlichsten Kultgabe: holocaustum für den Leib Christi, der die Kirche ist, Opfer, von dem im Opferbrand nichts übrig bleiben darf, nichts, das noch irgendwie menschlichem Gebrauch dienen kann, da nur verrieselnde Asche bleibt. Die Breite des Ordenslebens zwischen Kartäuser und Jesuit besagt dann nur die innere Breite dieses Opfers: zwischen Opfer in der Kontemplation und Opfer in der Sendung in die Welt. Es ist dasselbe Ganz-Opfer, nur an anderer Stelle desselben Altars und zu anderer Zeit derselben Opferhandlung. So ist auch das Ganz-Opfer des Papstes als des Obern aller Orden immer das eine gleiche, aber anders als Opfer eines Papstes des Gebetes und anders als Opfer eines Papstes großer Aktion. Es ist einmal Kloster und Klausur wie ein schützender Wall, es ist das andere Mal Kloster und Klausur im Herzen.

Aber in diesem Zweiten kehrt auch das Erste, nur verstärkt, wieder. Gewiß sind die Orden, in der göttlichen Ökonomie der Geschichte der Kirche, so etwas wie der immer neue Aufstand eines persönlich brennenden Ernstnehmens der Botschaft Christi gegen das immer neu drohende Gespenst ihres Erstarrens in amtlichen Formen und bürgerlichem Versorgtfsein. Gegen ein Christentum, das so oder so seinen Frieden mit der Welt zu schließen beginnt, gegen ein Christentum, das so oder so sich behaglich anzusiedeln anschickt, uneingedenk, daß „wir hier keine bleibende Statt haben“, gegen ein solches Christentum erhebt sich immer wieder eine stürmische Welle jenes religiösen Lebens, das

sein „Bürgerrecht“ allein „im Himmel“ weiß, und dieser Welle entsteigt immer wieder ein neuer Orden. So sind die Orden, wenn man den nicht ganz unbedenklichen Vergleich gebrauchen will, die Paulus-Unruhe zu Ergänzung der Petrus-Ruhe. Aber wie die Namen dieses Vergleiches schon andeuten, birgt sich hier eine Doppeldeutigkeit. Petrus ist im Evangelium durchaus der unruhig Feurige, und Paulus ist nicht nur Autor des Galaterbriefes, sondern auch der Pastoralbriefe in ihrer nüchternen Besorgtheit, und des Epheserbriefes in seiner hieratischen Majestät. Das ist durchsichtig in die Bedeutung des Vergleichenen: der Orden. Sie sind in der Tat wie eine immer neu anstürmende Welle (gemäß der Paulusdeutung im „Petrus“ Jlse v. Stachs), aber ihr Schicksal liegt in der Brechung durch den Felsen Petri. In dieser Brechung empfangen sie selber in sich hinein die sich bedingende Zweifelheit von objektiver Ämtlichkeit und persönlicher Ursprünglichkeit. Mit andern Worten: die Eigenart des *opus operatum* kehrt in ihnen wieder.

Indem der Orden des hl. Franz von Assisi in seinem ursprünglichen Ungestüm sich am Felsen Petri brechen muß, entsteht in ihm selbst die Zweifelheit der Vollzieher der objektiv kirchlichen Regel, in der die Glut des Ursprungs gemildert ist um der Vielen willen, und der unbeugsam Ursprünglichen. Indem die Gesellschaft Jesu von Ignatius von Loyola zu Aquaviva weiterstreitet, bildet sich die Freiheit einer grundsätzlichen Elite in die Richtung der Klosterzucht einer breiten Mehrheit um. Indem das Institut Mary Wards durch die Prüfungen der römischen Kongregationen hindurch muß, entsteht aus einem grundsätzlichen „Kloster und Klausur im Herzen“ doch wieder ein relativ klaufurierter Frauenorden.

Das ist dann aber nicht nur ein besonderes geschichtliches Schicksal. Sondern es wird zu einer dauernden Innen-Spannung von Ordensleben überhaupt. Es besteht einmal das Ideal eines Ordenslebens des rein objektiven Vollzugs der Regel, so sehr, daß selbst ausgesprochene Zwecke eines Ordens, wie Krankenpflege oder Seelsorge, nicht mehr erfüllt werden allein nach den sachlichen Erfordernissen, sondern nach dem Buchstaben der Regel. Die Regel wird Selbstzweck, der Ordensmann wie die Ordensfrau Mittel zu ihrer Darstellung. Ordensleben heißt Selbstwirklichkeit der Regel in den Ordensgliedern. Es ist *opus operatum* innerhalb von Orden selbst, — in seiner Größe, aber auch in einer großen Gefahr, weil es hier nicht jenes direkte *opus operatum* Christi ist wie in der Kirche. Diesem Ideal steht darum hier mit größerem Recht gegenüber das Ideal eines Ordenslebens des persönlich durchlebten Geistes des Ordens, ein Ordensleben, das sich gebiert aus einer persönlichen Neugeburt des Ursprungs des Ordens. Hier birgt sich natürlich die große Gefahr einer Sprengung des Objektiven, Gefahr für die ruhige Dauer des überpersönlichen Ordensgebildes, aber auch Gefahr für die Demut objektiven Dienstes im einzelnen Ordensglied selbst. Das eigentliche Opfer des Ordenslebens vollzieht sich darum im jeweiligen schmerzlichen Zueinander dieser beiden Seiten. Die Beruhigkeit des objektiven Vollzugs der Regel muß immer wieder aufgebrochen werden in die persönliche Erneuerung: das Opfern einer ruhig bürgerlichen Existenz innerhalb von Orden selber. Aber ebenso muß die Glut persönlichen Lebens sich opfern in die kühle Gewöhnlichkeit der „*vita communis*“, des gemeinsamen Lebens, in dem die Mittelmäßigkeit nun einmal

gern den Maßstab bildet. Das eine Mal wird das Ordensglied unter das Bahrtuch der Profess gelegt, um in persönlichem Durchleben zu jenem „Christus lebt in mir“ zu gelangen, das in der Regel objektive Gestalt ist. Das andere Mal wird dieses persönliche Durchleben selber unter dieses Bahrtuch gelegt, daß das Opfer bis ins Letzte vollendet sei.

Ist der Papst also als Oberer aller Orden die wirkliche und wirkende Verkörperung ihres Ordensgeistes, so hat, der objektiven Idee nach, auch das eben Umrissene in ihm seine wirkliche und wirkende Verkörperung. Der Papst ist nicht nur insofern in seiner Idee die Verkörperung der Idee des kirchlichen Dienstes, daß im allgemeinen in ihm die innere Spannung zwischen *opus operatum* des Amtes und *opus operantis* der Person sich darstellt, sondern als höchster eigentlicher Oberer der kirchlichen Orden muß er auch in sich zuhöchst ausgeprägt tragen, was sich uns eben als Wiederkehr der obigen Spannung im *opus operantis* des Ordenslebens selber gab: die Spannung zwischen objektiver Dienstgesinnung, in die alles Persönliche untergeht, und subjektivem persönlichem Enthusiasmus, in dem die Dienstgesinnung ihren beständig neuen Schwung hat.

Dieses Letzte ist wohl das Geheimnis der alten Gewohnheit, daß der neue Papst seinen bisherigen Namen verliert. Damit tritt er auch rein äußerlich in den Geist jenes Monastischen, das der Muttergrund alles Ordenslebens ist. Die Namensänderung ist nicht wesentlich. Aber ist sie vollzogen, so besagt sie, beim Mönch und bei der Nonne wie beim Papst, daß der umbenannte Mensch sich selbst nicht mehr „dem Fleische nach“ kennt, und daß es ihm nicht geziemt, wenn auch aus noch so apostolischen Gründen, den alten Namen wieder aufzunehmen oder ihm weltliche Titel beizufügen, weil solche Zurücknahme nach jenem „Zurückblicken vom Pflug“ schmecken könnte, das der Herr im Evangelium geißelt.

Die Namensänderung zeigt sich darum auch in der Kirchengeschichte deutlich im Lichte dieses Geheimnisses. Sie bezeichnet einmal, im Zeichen der „*conversio morum*“, das Sterben einer fehlerhaften persönlichen Richtung in die unbedingte Dienstgesinnung. Selbst Päpste, die von vornherein zum Nepotismus neigen, wagen ihn im Anfang nicht durchzuführen. Selbst Päpste, die offenkundig weltlich sind, wagen im Anfang nicht, der frühere, verweltlichte Kardinal zu sein. Und scharf und unverkennbar fällt die Kurve des Anstiegs ihrer Tätigkeit in ein chaotisches Abstürzen, wenn dieser Anfang aufhört. Das andere Mal aber weist die Namenänderung auf das positive Sterben auch der besten persönlichen Gesinnung in das Schweigen des reinen Dienstes. Es ist ein *positives* Sterben, d. h. nicht ein solches Sterben, das die Entfaltung brennenden persönlichen Wirkens von vornherein unterbände, sondern ein solches, das diese Entfaltung in das Hineinsterben in den schweigenden Dienst überführt, und mit Vorliebe in den Höhepunkten dieser Entfaltung. Die Objektivität des hl. Petrus ruft alle subjektive Kraft ihres Trägers auf. Aber sie ruft sie zuletzt (d. h. nicht immer, aber schließlich, so oder so, doch) zum stärksten Opfer auf, alles Originär-Persönliche in den Lebensstrom des fortlebenden hl. Petrus einschäumen zu lassen, daß es immer neu lebendiges Leben sei, aber es auch restlos verschäumen zu lassen, bis im greisen Papst nur mehr die überirdische Gestalt der Idee sich darbietet.

In diesem Sinn also heißt katholische Papsthuldigung Huldigung an die stärkste und entscheidende Gestalt des katholischen Opfers: an seine positive gestaltende und neugestaltende Kraft, aber an die Kraft des Kreuzes. Es ist Huldigung an den Papst-König, aber, da es sich um den Stellvertreter Christi, und Christi des Gekreuzigten handelt, an den König, wie Christus sich als König bekannte: zwischen dem Todesurteil durch die Hohenpriester und dem Todesurteil durch Pontius Pilatus (Joh. 18; 37): das exaltavit des „im Namen Jesu sollen sich alle Kniee beugen“, wie es einsetzt im höchsten exanimit des „gehorsam bis zum Pfahl“. Es ist sichtbares Königtum eines sichtbaren Anspruchs, Königtum der Göttlichen Majestät selbst und gerade im Schmuck von Spottmantel und Dornenkrone, Königtum des Gekreuzigten bereits im Seligen Licht des Lebens der Verklärung. Denn Jesus Christus, dessen Stellvertreter der Papst ist, ist auch und gerade als Ecce homo der königliche „Inbegriff von Himmel und Erde“ (Eph. 1; 10) und lebt so als gekreuzigter Erlöser in Seiner Kirche fort, daß Er schon der Auferstandene und Verklärte ist, sitzend zur Rechten der Herrlichkeit des Vaters. Aber damit ist und bleibt es doch ein Königtum, das steht und fällt mit dieser Mitte des Ecce homo, zwischen Verklärungs-Majestät der Vor-Zeit und Verklärungs-Majestät der End-Zeit. Denn im großen Worte des ersten Korintherbriefes ist es der Kirche gesagt, „nichts anderes zu wissen als Christus und diesen als den Gekreuzigten“. Aller Prunk der Embleme ist darum gewiß nicht nur notwendig als Zeichen der Ehrfurcht des Trägers Christi gegen Christum (das Gold und die Edelsteine der Reliquienschreine) oder als gebieterische Aufforderung zur Distanz der Ehrfurcht an eine Menschheit, die allzugern Schranken niederreißt. Es ist in der Tiefe der Schimmer der doppelten Majestät, Majestät der Vorzeit und Majestät der Endzeit. Wirklich Schimmer, und darum das jubelnde Evviva zum Träger der Tiara. Aber doch nur Schimmer, und darum „im Zeichen des Kreuzes“.

2.

Im Geiste dieser katholischen Auffassung vom Papst erscheint das Persönliche des gegenwärtigen Pontifikates als das Persönliche des elften Pius, als welcher Achilles Ratti sich aus dem „Bahrtuch“ der Erwählung und Krönung erhob.

Er ist damit ein Glied des objektiven Schicksals der Pius auf dem päpstlichen Thron. Diese Pius zählen zwar im zweiten Pius einen Mann unter sich, dem es nur schwer gelang, seine frühere Renaissance-Weltlichkeit völlig in der päpstlichen Profese sterben zu lassen. Aber seit dem fünften Pius stehen sie unter einem andern Zeichen: unter dem Zeichen strenger Unerbittlichkeit, sei es auch um den Preis politischer Ausgleichkunst. Dem fünften Pius mißlingt die Rückführung Englands, weil der geradlinige Eifer des Dominikaners der politischen Meisterschaft einer Elisabeth nicht gewachsen ist. Und auch in Deutschland wird seine Unerbittlichkeit nur dadurch aufbauend, daß die Milde eines Petrus Canisius seinen Inquisitorenarm immer wieder aufhält und sogar die spanische Strenge eines Franz Borgia dem ruhigen Deutschen zu Hilfe kommt: der denkwürdige Kampf eines Heiligen mit Heiligen. Der sechste und siebte Pius sind die erhabenen Märtyrer der französischen Revolution und der Brutalität des Korsen. Im Unterschied zum fünften

Pius versuchen sie den zähen, geduldigen Weg schrittweisen Ausgleichs. Aber dem Kerker und der Verbannung können sie nicht entgehen. Im neunten Pius scheint es einen Augenblick, als ob die Kirche selber innerhalb der neuen Zeit die Initiative ergreifen wollte, da hier eine weitaufgeschlossene, hinreißend liebenswürdige Persönlichkeit die „Umgänglichkeit und Menschlichkeit Christi“ repräsentierte. Aber gerade dieser Pius, dessen Name eine Zeit lang einen Teil der Freiheitsparole der italienischen Revolution bildete, gerade er wird in Wochen furchtbarer Enttäuschung umgeschmiedet zum unerbittlichen Papst des „non possumus“, zum Papst des Syllabus, der den Lehren der neuen Zeit das Nein entgegensetzt, zum Papst, der als erster „Gefangener des Vatikans“ den Bannfluch über das Italien spricht, das ihm einst zuzubelte. Im zehnten Pius endlich scheint diese weltunabhängige, fast traumwandelnde Gottes-Unerbittlichkeit ihren Höhepunkt zu ersteigen. Es ist der Pius, der im Kampf gegen den Modernismus eine Zeit lang allen katholischen Bestand zu opfern scheint, unerbittlich die Tenne fegend. Es ist der Papst, der im „non possumus“ gegen Frankreich fast kaltblütig die „älteste Tochter der Kirche“ gehen läßt. Es ist der Papst, der mit seinen Kommuniondekreten eine scheinbar unerschütterliche Tradition umwirft. Es ist freilich auch der Papst, unter dem Bitteres gefordert ward von treuesten Söhnen der Kirche.

In dieses Erbe und in diese Tradition der Pius trat Achilles Ratti ein, als er freiwillig sich Pius nannte: in das Erbe und die Tradition eines Namens, über dem mit besonderer Eindringlichkeit das Paradox des Evangeliums und des ersten Korintherbriefes geschrieben ist: von der Torheit in den Augen der Welt und der Weisheit des Kreuzes.

Damit allein ward und wird er der Papst der Vorsehung. Denn die Zeit, in der er eintrat und die heute klarer als je in ihrer Eigenart vor uns steht, ist eine Zeit dämmerigen Übergangs, unheimlich undurchschaubar für rein natürliche Politik des besorgten Rechnens, weil sie überhaupt alle bürgerlichen Zierate zerlegt, — eine Zeit der Verkleidungen, die nur vor Ihm fallen, vor dem „alles nackt und offen ist“, — eine Zeit der Paradoxien, der nur das größere Paradox des Kreuzes gewachsen ist.

Sie heißt die Zeit des Objektiven. Und in der Tat ist in der Philosophie der Sinn wieder erwacht für die Bindung alles Denkens an das Objekt, im Gesellschaftsleben der Sinn für die Majestät objektiver Ordnung, im religiösen Leben der Sinn für das strenge Geformtwerden durch das objektive Dogma, unbekümmert um die Erlebnisfrage. Aber ist nicht (oder kann wenigstens nicht sein) dieser leidenschaftliche Kult des Objektiven eine verkleidete Form innerlich unüberwundenen Subjektivismus: Objektivismus als Ästhetizismus passiver Kontemplation, Objektivismus als aristokratischer Subjektivismus und vielleicht gerade darum so empfindlich gegen „massiven Volksglauben“ und „kirchliche Büromaschine“? Gewiß ist viel wahr an der Rede, daß die Kirche doch nicht einfach rein formaler Juridizismus sei, sondern fortlebende Offenbarung der Prima Veritas. Aber wenn die juristische Kirche der amtsmäßigen successio apostolica nur als (nun einmal, wenn auch leider) unvermeidliches Mittel gefaßt wird für diese in sich selbst ruhende Objektivität des reinen Dogmas, erhebt sich dann nicht über die alleinige Souveränität der Kirche des hl. Petrus und der Apostel die größere Souveränität einer

Kontemplation des Objektiven, eine Kontemplation, die dann vielleicht so weit gehen mag, die konkrete Inhaltlichkeit der Dogmen nur als Anschauungssprache der „reinen religiösen Werte“ anzusehen — ?

Unsere Zeit heißt zweitens die Zeit des Kultus. Und in der Tat ist in fast allen Kreisen, auch denen eines betont lutherischen Individualismus, der Sinn lebendig geworden dafür, daß der Göttlichen Majestät ein geordneter Dienst gebühre, nicht das Hin und Her subjektiver Eruptionen, sondern das Sich-Verschweigen des privaten Erlebens in eine distanzierte Formsprache. Ein philosophischer Platonismus tritt unter das Zeichen kultischen Denkens, da die umstrittene Welt der Ideen im feierlichen Geheimnisdunkel mythischen Kultus sich birgt. Religiöse Haltung der Distanz und Anbetung enthüllt sich als innerste Bedingung von Denken überhaupt, da dieses, so es gesund sein will, nur als ehrfürchtiges Staunen möglich sei. Lutherischer Wortgottesdienst greift auf den Wechselgesang der Psalmen und auf ein liturgisches Schweigen zurück, und selbst die leidenschaftliche Strenge eines neu-erwachenden Calvinismus (in Karl Barth und seinen Freunden) kann sich dem wenigstens insoweit nicht entziehen, als der Ton ihrer Predigt und Theologie im großen Atem des Dienstes der Göttlichen Majestät geht. Im katholischen Frömmigkeitsleben aber ist beglückend und befreiend das Bewußtsein davon erwacht, daß alles private Beten entspringe und lebe und münde in der majestätischen Innigkeit der betenden Kirche.

Aber wenn in dieses Ganze sich ausgesprochen oder unausgesprochen die Meinung einschleicht, daß wir mit diesem liturgischen Christentum einerseits weit abständen von einem Erlebnis-Christentum, andererseits aber befreit seien von der stillen Unberechenbarkeit der juridischen Kirche, — wenn die Auffassung laut wird, daß diese juridische Kirche nur ein Zweites oder gar Drittes sei im Vergleich zum grundlegend Ersten der kultischen Kirche —: kehrt dann nicht der Kontemplations-Subjektivismus von oben, nur in anderer Form, wieder? Gewiß ist es wahr, daß die *successio apostolica* die rechtliche Abfolge von Lehr- und Sakramentsgewalten besagt, also in ihrem Inhaltlichen tatsächlich Dogma und Kultus ist. Aber ihr Ton liegt auf der Vollmacht, liegt darauf, daß es gegen diese Souveränität keinerlei „Ersitzung“ gibt: daß nicht eine ewige Liturgie der „Felsen Petri“ ist, sondern der amthafte Papst mit den unvermeidlichen Büros. Wird also die Kirche auf den in sich ruhenden Kultus gebaut, bedeutet das dann nicht eine Souveränität über diese allein gottgewollte Souveränität, und damit eine Souveränität von Gnaden des Menschen, also doch geheimen Subjektivismus?

Unsere Zeit heißt endlich die Zeit der Gemeinschaft. Das ist ja schon zum Gemeinplatz geworden: Soziologie als Grundwissenschaft der Wissenschaften, Denken als Mit-einander-denken, der Volksstaat der Gemeinschaft gegen den Staat des Kampfes einer Obrigkeit mit individualistischen Untertanen, das Erwachen der Kirche in den Seelen, Gemeinschaftsfrömmigkeit gegen Ichfrömmigkeit. Die Kategorie des Ich ist fast grundsätzlich ersetzt durch die Kategorie der Ganzheit (Driesch, Spann) oder des Ich-Du (Buber, Grisebach, Gogarten) oder des Wir (Rosenstock)¹. Aber damit ist auch das Schil-

¹ Von diesem Wir Rosenstocks scheidet sich scharf das Wir Plengens, das dem Ich sein relatives Recht gibt und folgerichtig Gott nicht mit Gemeinschaft verschwimmen läßt.

lernende dieser Wendung zur Gemeinschaft nicht wenig offenbar. Bedeutet Ganzheit nicht verräterisch den neuen Weg von Kant zu Hegel, also von einem Geist-Ich zum geschichtshaften Welt-Ich? Zielt nicht ein Ich-Du und Wir allzu leicht auf ein inneres Sich-schließen der Welt-Glieder, wie es die Phänomenologie Heideggers rücksichtslos ausspricht: in einem grundsätzlichen „in der Welt“? Zeigt sich nicht, oder kann sich wenigstens nicht zeigen, in einem Christentum der Gemeinschaft eine geheime Wiederkehr jenes früheren Christentums, das sich auch gegen die Anmaßung des Ich erhob, des jansenistischen Christentums der Gemeinschaft, das Gemeinschaft sagte, weil es nicht Amtskirche sagen wollte? Ist es nicht vielleicht geradezu so, daß ein (als individualistisch indiziertes) Christentum des Gewissens den unbeirrten Blick hat für das Aufgerissensein alles Menschlichen, auch der Gemeinschaft, zur Göttlichen Überhöhe hin, während ein Christentum der Gemeinschaft leicht dazu kommen mag, die Transzendenz der Gemeinschaft über das Ich mit der Transzendenz Gottes zu vertwechseln und so ein schlimmerer Subjektivismus zu werden?

Gewiß ist es wahr, daß auch hier in der Kirche die Gemeinschaftsform das sozusagen Inhaltliche der formalen successio apostolica ist: in Gemeinschaftsformen erfolgt Aufnahme und Bildung des Gliedes Christi. Aber es ist Gemeinschaftsform als sakramentales sichtbares Zeichen, gleichsam als *materia sacramenti*. Die *forma sacramenti* gründet allein in der Autorität Gottes in Christo in der Kirche, also in der Autorität letztlich entscheidend der Persönlichkeit von „Gott in Christo in der Kirche“. Und darum ist auch der Eckstein der Sichtbarkeit selber nicht die Gemeinschaft der Gläubigen, auch nicht die Gemeinschaft der Patriarchen, Bischöfe und Priester, sondern die amtliche Persönlichkeit des Papstes. Sagt man also Gemeinschaft, um Amtskirche und Papst an zweiter oder gar an dritter Stelle zu sagen, bedeutet das dann nicht ein Sich-erheben über die einzige gottgegründete Souveränität, und damit, bewußt oder unbewußt, Subjektivismus?

Aber diese drei Strömungen, die unsere Zeit kennzeichnen, sind nicht einmal, wie die letzten Jahre es deutlich zu machen beginnen, das Eigentliche der Zeit. Sie sind es so wenig, daß sie den Verdacht erwecken können, Flucht aus der Zeit zu sein. Denn diese Zeit ist Chaos, das nach Aufbau ruft. Aufbau aber fordert die gesteigerte Verantwortlichkeit und notwendige (wenigstens zeitweise) Einsamkeit des Einzelnen, des Einzelnen, wie er die großen, aufgerissenen Räume vor sich sieht, weit, drohend, alles Sich-bergen verhöhnend.

Die Zeit ist Ruf zu Objektivität, aber nicht zu einer solchen, die sich als Geborgenheit eines müden Subjekts in der Feier-Ruhe des Objektiven gibt. Sondern es ist jene Objektivität, wie sie, stein-geworden, in der heutigen Architektur vor uns steht: zur Weite des Kosmos aufgerissen im Bauhausstil, selber in sich das Ungeheure des Kosmos befassend in der neuesten Richtung des Hochhausstil, der auch die Fenster sich noch sparen will um der geschlossenen inneren Unendlichkeit willen. Es ist Objektivität, die den Einzelnen in die Unendlichkeit des Kosmos stellt zum Jakobskampf mit ihm. Und das ist dann auch eigentlicher, wenn auch nicht immer offener Sinn der zwei andern Richtungen.

Sinn für Kultus heißt in der Tiefe das Aufbrechen Goethescher „Hausfrömmigkeit“ in eine „Weltfrömmigkeit“: die Welt des Mysteriums gewiß als eine Heimat, aber Heimat der Unendlichkeit und Unbegreiflichkeit Gottes, und darum in der Tiefe die Nacht des Mysteriums, Nacht des Todes, dahinein der Mensch rückhaltlos zu sterben habe, um im Tode aufzuerstehen (Röm. 6, 3—4), aber aufzuerstehen in die „Weite und Länge und Höhe und Tiefe“ des unbegreiflichen Gottes.

Und ebenso besagt Gemeinschaft nicht die Möglichkeit einer Flucht aus den Unerträglichkeiten des gegenseitigen Sich-Kreuzigens. Sondern der Gemeinschaftsbegriff, der im Schöpferischen der Zeit lebendig ist, ist fast haargenau jener, der seine schärfste Wirklichkeit in dem hat, was „streitende Kirche“ heißt, Gemeinschaft des beständigen „Kampfes mit Fleisch, Welt, Teufel“, wie das Tridentinum rücksichtslos sagt, und „Fleisch, Welt, Teufel“ mitten in der Christenheit.

Von diesen beiden Tatbeständen aus, dem geheimen Subjektivismus und der geheimen Zeitflucht der zeit-erneuernden Strömungen, wird das wahrhaft Providentielle des elften Pius aus sichtbar. Es ist wie nachtwandlerische Sicherheit, die Sicherheit des Beistandes des Heiligen Geistes, die wir hier spüren, damit freilich Sicherheit, die in ihren Maßnahmen zuerst im Zeichen der „Torheit des Kreuzes“ sich zeigt, aber für den rückschauenden Blick als jene Weisheit Gottes, die dadurch Weisheit Gottes ist, daß sie dem natürlichen Menschen, dem Menschen des Fleisches, als Torheit erscheint.

Der elfte Pius ist der Papst des Königtums Christi. War das nicht, für die Augen des Fleisches, wie ein letzter Versuch, dem überall zusammenbrechenden Monarchismus ein Asyl in der Kirche zu geben, wie es Benson in seinen eschatologischen Romanen träumte, und ein kämpferisches Asyl, das den Bannfluch gegen die Demokratie schleudert? Aber die Jahre haben gezeigt, das hier gegenüber dem geheimen Subjektivismus der drei Erneuerungsströmungen, von denen wir sprachen, das unerbittlich Entscheidende der sichtbaren Rechtskirche ausgesprochen war: dogmatisch im Lehrgehalt von der sichtbaren Königsherrschaft Christi, liturgisch in der Einführung des Christkönig-Festes. Das große Positive der drei Strömungen ist kirchlich sanktioniert: unbedingte Katholizität in allen Bereichen des Lebens. Aber einschneidend ist ihre Gefahr gebannt. Denn sichtbares Königtum heißt Rechts-Königtum der Gewalten.

Der elfte Pius ist der Papst des Kampfes gegen die Action française. War das nicht fast ein Wahnsinn, gegen eine Organisation anzugehen, die gegen ein Frankreich des revolutionären Individualismus und Positivismus überall die Fahne der Objektivität und Tradition erhoben hatte? Hieß es nicht gegen die eigene Armee vorgehen, wenn man diejenigen in Bann tat, die den Katholizismus als das Prinzip des Geisteslebens theoretisch und praktisch bekannten? Aber die Zeit hat gezeigt und zeigt immer mehr, wie dieser Katholizismus des Objekts und der Form und der Gemeinschaft das Übernatürliche nach natürlichen Maßen mißt, wie hier ein neuer Modernismus sich bereitet hat, ein Modernismus der Kontemplation, des Formkultus, der Gemeinschaft. Ihn vor die Entscheidung des blinden Glaubensgehorsams stellen, heißt darum ihn auf seinen wahren Katholizismus prüfen. Die Kirche

des Kreuzes kennt keinen andern Katholizismus als diesen, der im Schlacht- und Brandopfer sich bewährt. In diesem Geiste ergingen und ergehen dann auch die „Richtlinien“ an die deutschen Strömungen des Objektivismus, des Kultus, der Gemeinschaft. Sie ergehen mit der Liebenswürdigkeit des Papstes, der deutsches Suchen und Grübeln zu schätzen weiß. Aber sie ergehen auch mit dem Ernst des Papstes, dem ob der Erfahrungen mit dem französischen Objektivismus usw. das Herz blutet. Es sind Richtlinien zu positivem Ziel, aber doch recht-sprechend und richtend im Geist des „Gerichtes über das Haus Gottes“.

Der elfte Pius ist endlich, in stärkster Kennzeichnung, der Papst der Katholischen Aktion. Bedeutet diese Katholische Aktion nicht den stärksten Herrscheranspruch des Klerikalismus und hierin den tatkräftigen Protest gegen die Zeit der allgemeinen Freiheit der „Initiative von unten“? Bedeutet sie nicht im besondern für Deutschland die kirchliche Sanktionierung des alten Integralismus in seinem Kampf gegen die sozialen und politischen Organisationen oder wenigstens das Einfangen der katholischen Bewegungen in das Netz von Pfarrkanzlei und Ordinariat? Bedeutet es nicht für die ganze Welt das letzte Stück jenes römischen Zentralismus, der alle Eigenständigkeiten auflöst, daß nur ein Zentralbüro sei? Aber die Jahre haben gezeigt, wie diese Katholische Aktion vielmehr auf eine Erziehung der Katholiken in das Neue der Zeit hineinziele. Das Neue der Zeit ist die bürgerliche Mitverantwortung am Staat. Der elfte Pius fordert in der Katholischen Aktion die Mitverantwortung der Gläubigen am „hierarchischen Apostolat“ selber. Das Neue der Zeit ist der unerbittliche Sinn für „reine Sachlichkeit“. Der elfte Pius betont das streng Religiöse der Katholischen Aktion, daß der Betätigung des Katholiken in den Kultursachgebieten jene Freiheit praktisch gegeben sei, die das Vaticanum theoretisch unzweideutig ausspricht (Denz. 1799): katholische Religiosität gerade als Erziehung zu unbeirrter Sachlichkeit. Das Neue der Zeit ist endlich der gesteigerte Anruf an die opfermutige Aktivität des Einzelnen, an den starken Wagemut, wie ihn eine Zeit des gähnenden Chaos fordert. Der elfte Pius sagt unterstrichen „Aktion“ und sagt es im besondern zu jenen Strömungen hin, die sich dem Eingreifen in die Zeit versagen möchten.

So ist das unser katholisches Papstjubiläum: nicht daß wir anfangen, „Menschen zu gefallen“. „Christi servus non essem“, sagt dann Sankt Paulus. Christi Sklave sein, der für uns Sklave ward, — das vertrüge sich nicht damit. Aber wohl: daß wir opferfroher uns beugen der Vorsehung Gottes im elften Pius: daß wir anbeten die Weisheit Gottes in dem, daß sie für den natürlichen Menschen Torheit scheint, — daß wir anbeten heute, jetzt, „die Tiefe der Weisheit und des Reichthums und der Erkenntnis Gottes“, heute, jetzt, im Pontifikat des elften Pius. „Aus Ihm und durch Ihn und zu Ihm hin ist alles. Ihm sei die Ehre in Ewigkeit!“

Erich Przytywa S. J.